

SUSANNE MELDE

Der Täter in der Falle

EIN DRESDEN-KRIMI

LESEPROBE

MIDNIGHT 



Die Autorin

Susanne Melde, geboren 1981, lebt mit ihrem Mann und ihrer kleinen Tochter in Dresden. Nach dem Studium war sie unter anderem bei einem Bildungsunternehmen und einer Unternehmensbe-

ratung für Fabrik- und Logistikplanung tätig. Heute arbeitet sie bei einem Projektträger. Als begeisterte Leserin schreibt sie seit vielen Jahren auch eigene Geschichten. *Der Täter in der Falle* ist ihr erster Kriminalroman. Zur Zeit schreibt sie an dem zweiten Teil der Reihe um die Ermittler Martin Singer und Luisa Leuw.

Das Buch

Wenn dich die Vergangenheit einholt ... ein Dresden-Krimi über Rache, Familienbande und einen legendären Kunstraub
Professor Friedrich Buhbach wird eines Morgens tot im Bett seiner Dresdner Villa gefunden. Was zunächst wie ein natürlicher Todesfall aussieht, erweist sich bei genauerer Untersuchung als Mord: Buhbach wurde erst betäubt und dann mit einem Kissen erstickt. Die Kommissare Martin Singer und Luisa Leuw übernehmen die Ermittlungen. Die Spur führt in die Vergangenheit. Offenbar war der Professor im Besitz entscheidender Informationen über den ungeklärten Raub des Sophienschatzes aus dem Dresdner Stadtmuseum im September 1977. Dann wird eine weitere Leiche in der Dresdner Heide gefunden. Und plötzlich wird Hauptkommissar Singer selbst zur Zielscheibe ...

Susanne Melde

Der Täter in der Falle

Ein Dresden-Krimi

MIDNIGHT 

Midnight by Ullstein
midnight.ullstein.de

Originalausgabe bei Midnight
Midnight ist ein Digitalverlag
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
März 2017 (1)

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2017

Umschlaggestaltung:
zero-media.net, München
Titelabbildung: © FinePic®
Autorenfoto: © privat

ISBN 978-3-95819-110-5

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben. In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Kapitel 1

Mittwoch, 15. Juli 2015

Buße.

Während er unruhig auf dem unbequemen Stuhl hin und her rutschte, dachte der Angeklagte über die Bedeutung dieses altmodischen Wortes nach. Jäh unterbrach das Öffnen der Tür seine Gedanken. Die Richterin betrat den Saal.

»Bitte erheben Sie sich zur Urteilsverkündung.«

Füße scharrrten auf dem Boden, als sich die Anwesenden raschelnd erhoben.

»Im Namen des Volkes ergeht folgendes Urteil ...«

Das letzte Wispern verstummte. Ruhe legte sich über den Saal. Selbst das lauteste Schreien hätte im Vergleich zu der einsetzenden Stille nicht mehr Aufmerksamkeit erzielt. Der Angeklagte hielt den Atem an. Das aufgeregte Klopfen seines Herzens steigerte sich zu einem gehetzten Rasen. Seine unbewegte Miene gab jedoch nichts von dem inneren Aufruhr preis.

»... schuldig.« Die Stimme der Richterin schallte unerbittlich bis in den letzten Winkel des Raumes. Ihr Zeigefinger zielte auf den Angeklagten, als sie ihr Urteil sprach.

Stockend begann er wieder zu atmen. Mit der rechten Hand umklammerte er sein Knie, um das unkontrollierbare Wippen der Beine zu stoppen. Langsam normalisierten sich alle nervösen Körperreaktionen und er schaute mit neu gewonnener Klarheit auf. Sein Blick traf das Gesicht der Richterin.

Sie sah ihn an. Anklagend.

Auf Trost hoffend drehte er sich zu den Zuschauerplätzen um. Vereinzelt saßen dort Familienmitglieder und Freunde. Ihre Gesichter waren ihm vertraut. Trotzdem sahen sie anders aus, als er

sie in Erinnerung hatte. Enttäuschung sprach aus allen Augenpaaren, in einigen erkannte er sogar Verachtung. Niemand hatte ein aufmunterndes Lächeln übrig. Ihn überkam das unbändige Bedürfnis, im Boden zu versinken.

Sein Blick wanderte zu dem Antlitz der Richterin zurück. Sie öffnete gerade den Mund, um das Strafmaß zu verkünden.

›Ich kenne dich.‹

Er runzelte die Stirn. In Gedanken löste er die Klammern, die ihre Haare straff zusammenhielten. Er glättete die bitteren Falten um ihren Mund.

›Una, du?!‹

Aus Friedrich Buhbachs Mund erklang ein Wimmern, als sein Gehirn ihn aus dem Alptraum befreite. Er öffnete die Augen und wusste nicht, ob er froh sein sollte, dass er nur geträumt hatte – oder traurig. Sein erster Blick fiel auf die riesige Uhrzeit, die ein neumodischer Wecker rot an die Decke projizierte. Es war erst 23:20 Uhr. Eine lange Nacht voll quälender Träume lag noch vor ihm.

Sein gesamter Körper klebte. Mit zitternder Hand wischte er eine einzelne Schweißperle aus den Furchen der Sorgenfalten auf seiner Stirn. Vor seinen Augen erschien das Bild der jungen, lebensfrohen Una.

Wie sie jetzt wohl aussah? Waren ihre Gesichtszüge inzwischen so verbittert wie in seinen Träumen?

Schuldig.

Bei der Erinnerung an sie verspürte Friedrich ein Stechen im Brustraum. Ihm blieb nicht mehr viel Zeit. Die Alpträume raubten ihm immer häufiger den Schlaf und sein Herz wurde zunehmend schwächer.

Angestrengt versuchte er, zurück in den Schlaf zu finden und die Gedanken in eine andere Richtung zu lenken. Er wälzte sich in dem

Bett umher und erfüllte das Zimmer mit muffigem Altherrengeruch.

Ein leises Knacken störte plötzlich seinen wiedergewonnenen Schlaf. Ein Luftzug streifte sein heißes Gesicht. Mit einem Keuchen richtete er sich erstaunlich schnell im Bett auf und starrte leer geradeaus. Noch immer im Halbschlaf gefangen, brauchte er ein paar Sekunden, um sich in dem Zimmer zurechtzufinden. Irgendetwas war anders. Die schemenhaften Umrisse der Möbel sahen in dem abgedunkelten Raum indes beruhigend vertraut aus. Alles war still. Nur der Vorhang raschelte leise – der Luftzug hatte ihn wohl zum Schwingen gebracht. Beruhigt legte er sich wieder hin und schloss die Augen, um erneut in einen leichten Dämmer Schlaf zu gleiten.

Etwas stach ihn in den Hals. Schlaftrunken versuchte er, es wie eine unliebsame Mücke zu verscheuchen. Glühender Schmerz durchzog seinen rechten Arm. Er konnte ihn nicht bewegen, als wäre er ein unnützes Werkstück, das in einem Schraubstock gespannt war. Auf seiner Brust lastete ein schweres Gewicht. Er bekam keine Luft. Panisch öffnete er die Augen und schaute direkt in zwei grimmig entschlossene Gegenstücke. Er versuchte, sich aufzubauen, aber sein Körper war wie gelähmt.

Friedrich blickte in das hasserfüllte Gesicht über sich und erkannte darin die Züge all seiner längst von ihm gegangenen Lieben.

Es war vorbei.

Würde ihn jemand vermissen? Iris? Vielleicht. Stefanie? Wahrscheinlich.

Sein letzter Gedanke galt Una. Ihr Antlitz vor Augen tobte eine Flutwelle Adrenalin durch seine Adern und ließ ihn zum Abschluss jede einzelne Faser seines alten Körpers spüren. Er wollte schreien, sein Mund blieb jedoch verschlossen. Stattdessen hörte er das rhythmische Rauschen seines Blutes in den Ohren. Es vereinte sich mit dem Keuchen seines Gegenübers zu dem bittersüßen Klang des

Sterbens. Träge Schläfrigkeit wischte alle weiteren Empfindungen weg.

Während er für immer ging, meldete ihm eine Stimme aus dem hintersten Gehirnwinkel, dass die Zeit der Buße gekommen war.

Sein Schicksal war jedoch kein gnädiger Richter.

Uerbittlich forderte es die Todesstrafe.

Kapitel 2

Donnerstag, 16. Juli 2015

Als Stefanie Buhbach auf dem Weg zur Arbeit in der Straßenbahn in etwas Klebriges griff, wusste sie, dass ein beschissener Tag vor ihr lag. Wie beschissen er dann tatsächlich wurde, damit hatte sie allerdings in keiner Minute gerechnet.

Kurz nach neun Uhr traf sie bei der Arbeit ein und ihr Büro hatte sich bereits in eine Sauna verwandelt. Innerhalb kürzester Zeit spürte sie, wie sich Schweiß in ihren Achseln sammelte. Müßig fragte sie sich, wie viele Schwimmbecken mit dem Schweiß, den alle Dresdner Einwohner an einem heißen Sommertag produzierten, befüllt werden konnten. Sie griff nach einem Glas kalten Leitungswasser, um damit ihre Stirn und Wangen zu kühlen. Normalerweise startete sie den Arbeitstag mit einem leckeren Milchkaffee, doch dafür waren die Temperaturen zu hoch. Zu allem Unglück plagte sie gerade eine Sommergrippe, die ihre Haut zusätzlich zum Glühen brachte, während ihre Knochen aus Eis zu bestehen schienen.

Ihr Arbeitsrechner litt wie sie unter der brütenden Hitze. Er benötigte gefühlt doppelt so lange wie gewöhnlich, um ächzend alle Programme zu starten. Zur Überbrückung der Wartezeit schob Stefanie das kreative Chaos auf ihrem Schreibtisch zusammen, damit es äußerlich einen geordneten Eindruck vermittelte. Glücklicherweise fand sie sich blind in ihren Unterlagen zurecht, so dass sie stets einen organisierten Anschein wahrte. Während sie Akten-Tetris spielte, überkam sie ein unangenehmes Grummeln in der Magengegend, als müsste sie gleich eine wichtige Prüfung absolvieren. War es eine böse Vorahnung? Sie öffnete den Kalender auf ihrem Smartphone, um zu schauen, ob sie einen Termin mit der Geschäftsleitung verdrängt hatte. Nichts. Aufgrund der Urlaubszeit

herrschte gähnende Leere in ihrem Terminplan. Wahrscheinlich war die drückende Hitze in Verbindung mit der morgendlichen Vorahnung der Grund für ihre Unruhe.

Um sich auf andere Gedanken zu bringen, begann sie Nachrichten von einsamen Single-Männern zu lesen. Leider waren keine interessanten Kandidaten darunter. Ihr war Optik bei ihrem Partner für gewöhnlich unwichtig. Die große Auswahl im Internet – mit dem beständigen Nachschub an attraktiven Männern – ließ sie jedoch an Schönheitsfehlern Anstoß nehmen, die sie sonst leicht toleriert hätte. Stöhnend legte sie ihr Mobiltelefon beiseite. Single zu sein war anstrengend. Die ersten Monate hatte sie die aufregende Partnersuche genossen, inzwischen wollte sie verzweifelt den Richtigen finden. Mittlerweile strahlte sie diese Verzweiflung sogar aus. Ein Teufelskreis.

Endlich war der Rechner einsatzbereit. Ein volles Postfach erwartete sie. Stefanie überflog die neusten Bewerbungen für die aktuellen Stellenangebote. Ihr blieben wenige Minuten, um zu entscheiden, ob ein Kandidat interessant war oder abgelehnt wurde. An manchen Tagen prüfte sie über einhundert Unterlagen – und schrieb genauso viele Absagen.

Nach einer Weile wich ihre anfängliche Unruhe normaler Arbeitsroutine. Der Schweiß machte es sich auch auf ihrem Rücken und in dem Spalt zwischen ihren Brüsten bequem. Sie lehnte sich zurück und sorgte mit einem Handventilator für etwas Luftzirkulation, während sie sich eine kurze Verschnaufpause gönnte. Sie hasste es, immer dieselben sinnlosen Floskeln als Absage zu formulieren.

Ihr Blick fiel auf ein Kunstwerk an der Wand gegenüber. Es war eines ihrer selbst gefertigten Bilder. Jedes Mal, wenn Stefanie es anschaute, überkam sie der verrückte Wunschgedanke, ihren öden Job an den Nagel zu hängen und sich in Vollzeit der Kunst zu widmen. Bisher war sie zu pragmatisch und ängstlich gewesen, um das

durchzuziehen. Mit dem Geld, das ihr Großvater ihr versprochen hatte, war der Traum jedoch zum Greifen nah.

Gerade als sie ihre Aufmerksamkeit wieder der nächsten Bewerbung zugewandt hatte, klingelte ihr Telefon. Sie registrierte die Nummer auf dem Display und wusste, welche Nachricht sie erwartete. Die Unruhe kehrte zurück. Das Gespräch dauerte nicht lange, doch es reichte, um diese Unruhe in eine starke Erregung zu verwandeln.

»Ist bei dir alles in Ordnung?«, fragte ihre Assistentin besorgt und musterte sie kritisch.

Stefanie löste sich nur langsam aus ihrer Erstarrung. »Ich muss ... gehen. Ich habe heute keine Termine, bitte entschuldige mich, falls jemand nach mir fragt.« Sie sprach mit belegter Stimme und schaute abwesend auf ihre im Türrahmen stehende Kollegin.

»Was ist passiert?«

»Ein Todesfall in der Familie.« Hektisch begann sie, ihre Sachen einzupacken. Dabei fiel zuerst ihr Smartphone auf den Fußboden und gleich darauf ihr Schlüsselbund.

»Das tut mir sehr leid für dich.« Ihre Assistentin kam zu ihr, bückte sich und hob die heruntergefallenen Sachen auf. Danach legte sie den Arm um sie. Unterbewusst bewunderte Stefanie die Natürlichkeit, mit der es ihrer Mitarbeiterin gelang, ihr Mitgefühl auszudrücken und gleichzeitig Trost zu spenden. Sie konnte das nicht. Ihr graute es bei dem Gedanken, Iris anrufen zu müssen.

Zitternd wählte Stefanie die Nummer von Iris. In ihrem Kopf legte sie sich bereit, was sie sagen wollte. »Es tut mir unendlich leid. Ich fühle mit dir, auch ich werde ihn vermissen. Ich weiß ...« Doch sie wusste, sie war nicht gut darin, Trost zu spenden. Egal was sie sagte, es würde ihrer Tante nicht helfen.

»Hallo Stefanie, lange nichts von dir gehört«, flötete Iris ins Telefon. »Du hast Glück, mich überhaupt zu erreichen. Ich packe gerade für einen Kurzurlaub in der Stadt der Liebe.«

Stefanie sah Iris vor einem Berg teurer Kleider und feinsten Dessous stehen, überlegend, wie sie die bereitgelegte Reizwäsche am effektivsten einsetzen konnte. Voller Scham schüttelte sie die zynischen Gedanken ab. Ihre Tante verdiente im Augenblick ihr Mitgefühl.

»Iris, es tut mir so leid. Ich habe schlechte Nachrichten. Opa ... dein Vater ist letzte Nacht gestorben. Sein Herz ist wohl einfach stehengeblieben.« Sie stammelte unbeholfen ins Telefon.

Stille.

»Iris, es ...«

»Ich komme mit dem nächsten Zug«, antwortete Iris und legte auf, bevor sie erneut den Mund aufmachen konnte.

Seit vier Stunden befand Stefanie sich bereits im Haus ihres Großvaters. Die Zeit war wie im Fluge verstrichen. Nachdem sie angekommen war, hatte man den Verstorbenen in einem unpersönlichen Sarg abtransportiert. Die Bestatter waren dabei mit der rabiaten Umsicht von Möbelpackern vorgegangen. So ging es also zu Ende, hatte sie mit einem Stich in ihrem Herzen gedacht.

Die Ärztin hatte sie mit Erläuterungen zu dem letzten Willen ihres Großvaters bombardiert. Danach hatte sie die Haushälterin Maggie mit einem Schwall Mitleid überschüttet. Gerade revanchierte sie sich und hörte aufmerksam zu, wie diese ihr vorschwärmte, was für ein guter Arbeitgeber ihr Großvater gewesen sei.

Sie war müde und ausgelaugt. Ihr Kopf dröhnte, fühlte sich aber zugleich wie in Watte gepackt an. Hunger nagte an ihr; seit Stunden hatte sie nichts zu sich genommen. Sie überlegte, ob es pietätlos war, etwas zu essen. Als es an der Haustür klingelte und Maggies Redeschwall unterbrochen wurde, war sie froh – bis sie die Tür öffnete.

Ein Polizist hielt ihr seinen Ausweis sowie einen Beschluss unter die Nase und verkündete, dass der Todesfall ihres Großvaters verdächtig sei. Er war nur die Vorhut einer ganzen Invasion an Polizisten, die in weißen Schutzanzügen in das Haus einfielen. Hilflos überließ Stefanie ihnen das Feld und schaute zu, wie sie alles vernahmten.

Wieso verdächtig? Was bedeutete das? Bestimmt stellten sie jetzt alles auf den Kopf. Besorgt beobachtete Stefanie die methodischen Bewegungen der weißen Figuren. ›Hoffentlich finden die nichts Peinliches.‹ Sie wunderte sich, dass sie die Energie für solche banalen Sorgen aufbringen konnte. ›Sollte ich nicht Angst haben, dass sie mich verdächtigen? ›

Stefanie griff zum Telefon und bat ihre Mutter, als seelische Unterstützung vorbeizukommen.

Kapitel 3

Wehmütig betrachtete Martin Singer den letzten Schluck in seinem Bierglas. Vor einigen Minuten hatte er den neuesten Thriller seines Lieblingsschriftstellers beendet. Jetzt gab es keinen Grund mehr, an dem schattigen Plätzchen im Biergarten sitzen zu bleiben. Er schwenkte den Rest seines Getränkes wie einen guten Cognac und bewunderte die goldene Farbe. Mit einem großen Schluck leerte er das Glas und rümpfte die Nase. Fünfzig Minuten in der Sonne hatten das Bier schal werden lassen. Widerwillig begann er, seine Sachen zusammenzupacken, als sein Handy klingelte.

Sein Herz stockte, oft bedeutete der fröhliche Klingelton, dass jemand gestorben war. Jedoch hatte er nie zuvor Angst haben müssen, dass dieser Jemand eine geliebte Person sein könnte. Glücklicherweise war der Anrufer nur sein Vorgesetzter Lutz Frei. Das Schlimmste, was der ihm mitteilen konnte, war der Widerruf seines vor einer Woche verordneten Zwangsurlaubes.

»Hallo Lutz, wer ist heute gestorben?«, fragte Martin erleichtert.

»Dein Urlaub«, antwortete sein Chef mit entschuldigendem Unterton.

»Der Verlust ist schmerzlich, aber verkraftbar.«

»Kein Problem für dich? Was ist mit Isabelle?«

»Mach dir deswegen keine Sorgen. Was ist geschehen?«

»Wir haben einen verdächtigen Todesfall. Ein pensionierter Professor der TU wurde heute früh von seiner Haushälterin tot aufgefunden.«

»Heute früh schon? Und warum rufst du erst jetzt an?«

»Der Tod wurde zuerst als natürlich eingestuft«, antwortete Lutz.

»Bei der angespannten Lage im Moment genießt der Fall höchste Priorität. Ich verstehe aber, wenn du nein sagst.«

»Nein. Ich übernehme ihn gerne.«

»Gut.«

»Wer leitet die Ermittlungen?«

»Staatsanwalt Meyer. Wir befürchten, dass der Fall ziemliche Wellen schlagen wird.« Martin hörte eine untypische Sorge in Lutz' Stimme.

»Ich bin seetauglich. Wer sitzt mit im Boot?«

Während er den Erläuterungen von Lutz folgte, nahm Martin grinsend zur Kenntnis, dass dieser ihn gut genug kannte, um ihn schon vor dem Anruf fest einzuplanen.

Energiegeladen schritt Martin zu seinem Fahrrad. Es war mit vierunddreißig Jahren fast so alt wie er und konnte als Antiquität durchgehen. Zu einer Zeit hergestellt, in der man vorprogrammierten Verschleiß noch nicht kannte, war es für die Ewigkeit gemacht. Natürlich hatte auch seine fachkundige Pflege viel zum Erhalt des Zweirades beigetragen. Martin liebte sein Rad. Er konnte nie die Angst abschütteln, es könnte geklaut werden. Doch Diebe interessierten nicht ideelle, sondern nur reelle Werte. Bisher hatten sie es wegen lukrativerer Alternativen ignoriert.

Elegant schwang Martin sich auf seinen Ledersattel, cremte sich noch einmal gründlich ein und radelte los. Er schaute ein letztes Mal über die sonnenbeschiedenen Elbwiesen. Amüsiert überflog sein Blick ein junges Pärchen, das es sich auf einer schwarzen Decke bequem machte. Sie repräsentierten die coole Variante des Partnerlooks. Er hatte dunkle Haare mit roten Strähnen, sie hatte blaue Strähnen. Beide sahen aus, als wären sie einem japanischen Manga entsprungen. Lachend schüttelte Martin sein Haupthaar; es zeichnete sich durch vollkommene Farblosigkeit aus.

Auf der Fahrt nach Hause merkte er, wie sich seine Laune steigerte. Der Gedanke an den bevorstehenden Fall stimmte ihn beinahe euphorisch, die Aufklärung würde ihn von seinen drückenden

Sorgen ablenken. Dem gestrichenen Urlaub trauerte er keine Sekunde nach.

Er begann, Hypothesen zu entwickeln, warum jemand einen ehemaligen Professor umbrachte. Der Fall versprach interessant zu werden. Vielleicht sogar so spannend wie die Fälle, die er in Stuttgart bearbeitet hatte.

Seitdem Martin vor über einem Jahr Stuttgart verlassen hatte, um für Isabelle in seine Heimat zurückzukehren, vermisste er das großstädtische Flair der Schwabenmetropole und die Arbeit bei der Polizei dort. Nie würde er zugeben, dass er regelmäßig zum Elbufer ging, nur um den Blick auf die Altstadt zu genießen und sich einzureden, dass er gerne in Dresden wohnte. Er liebte seine Heimatstadt an der Elbe – so wie er als Erwachsener seine Eltern liebte: Er besuchte sie gerne, wollte aber nicht mehr bei ihnen wohnen.

Ungeduldig lief Luisa Leuw vor Martins Haustür auf und ab. Sie hatte wieder keine Lust gehabt, nach einem Parkplatz zu suchen. Ihr Golf stand daher ordnungswidrig auf dem Kundenparkplatz eines Fitnessclubs, nur einen Katzensprung von Martins Wohnung entfernt. Er wohnte direkt im belebtesten Viertel der Dresdner Neustadt, in einer vom Trubel abgeschirmten Oase zwischen den Hauptadern des Viertels.

Jedes Mal, wenn sie bei Martin war, wunderte sie sich, wie spießig das Wohnensemble mit der makellosen Fassade, den Fensterläden aus Holz und den grünen Außenanlagen wirkte. Man vergaß fast, dass es in Dresdens Szeneviertel lag.

Torkelnd kam ihr eine Gruppe heruntergekommener Männer entgegen, die sich in den Hinterhof verirrt hatten. Alle hielten sich an einer Flasche Bier fest. Vermutlich waren sie auf dem Weg zu einer der Neustädter Sammelstellen, wo – mit viel Freizeit ausgestattet – Bierliebhaber tiefschlürfende Gespräche führten. Die Männer fingen an zu tuscheln und schwenkten in ihre Richtung.

Als sie nur noch wenige Meter von ihr entfernt waren, rief ihr einer etwas zu. Aufgrund des starken Nuschelns verstand sie akustisch lediglich die Hälfte des Gesagten und davon inhaltlich nur einen Bruchteil. Sie war jedoch sicher, dass die Aufforderung, zu einer Änderungsfleischerei zu gehen, weil sie so unfickbar hässlich sei, eine Beleidigung darstellte, die sie eher halbstarke Jugendlichen zugetraut hätte.

»Zieht doch einfach weiter, wenn ihr mich so unfickbar uninteressant findet«, knurrte sie aufgebracht. Kurzzeitig erwog sie, sich als Polizistin auszuweisen, hatte aber keine Lust auf Verwicklungen wegen ein paar Besoffener. Martin und sie mussten schließlich einen neuen Fall lösen. Kichernd schwankten die Männer weiter.

Luisa schaute der Gruppe hinterher und ärgerte sich, dass sie überhaupt reagiert hatte. Instinktiv linste sie auf ihre Spiegelung in der Haustür. Sie trug sportliche Klamotten, in denen sie jungenhaft aussah. Die Sachen konnten ihre superschlanke Modellfigur, die ihr zu Schulzeiten die Bezeichnung Bohnenstange eingebracht hatte, dennoch nicht verbergen. Jetzt beneideten sie viele Geschlechtsgegnossinnen um diese Figur. Obwohl sie in den letzten Monaten so stark abgenommen hatte, dass sie sich selber nicht mehr schön fand. Geschminkt und mit einem femininen Sommerkleid am Leib hätten die Männer ihr anstelle der Beleidigung sicher trotzdem einen bierseligen Heiratsantrag gemacht.

Nach fünf Minuten hatte sie keine Lust mehr, vor der Haustür zu stehen. Sie setzte sich auf eine nahe gelegene Begrenzung aus Holzpflocken, die eine kümmerliche Zierbepflanzung einsäumte. Der Absatz war viel zu niedrig und schmal, als dass sie bequem darauf sitzen konnte. Trotzdem streckte sie die Beine aus und genoss den Moment der Ruhe. Sie ließ die Sonne ihr Gesicht bestrahlen, während sie in die Richtung von Martins Wohnung schaute. Gerade quälte sich eine junge Mutter mit Kinderwagen aus der Haustür. Luisa bekam ein schlechtes Gewissen, weil sie sich nicht dazu auf-

raffen konnte, hinzugehen und der Mutter behilflich zu sein, sondern lieber ihr Handy herausholte, um eine Nachricht an ihren Ehemann Jens zu schreiben.

Kurz darauf trat Martin endlich aus der Haustür. Er hob einen kleinen Gegenstand auf und gab ihn der inzwischen sichtlich genervten Mutter, die noch immer damit beschäftigt war, Baby und Kinderwagen startklar zu machen.

Flotten Schrittes kam er auf sie zu. Er trug eine neue Brille, mit winzigen quadratischen Gläsern und einem echten Holzgestell. Jeder andere Mensch auf der Welt würde mit der lächerlichen Brille sein Aussehen verschandeln. Bei Martin hingegen ergänzte sie das Gesicht perfekt. Sie war der Rahmen für seine ausdrucksvollen Augen.

»Nette Brille.« Sie umarmte ihn freundschaftlich zur Begrüßung. In seiner Halsbeuge entdeckte sie einen Rest Sonnencreme – sein ständiger Begleiter im Sommer –; unaufdringlich verrieb sie ihn. Als sie sich löste, sah sie aus den Augenwinkeln, dass die Mutter sie beide neugierig betrachtete. Sie gaben ein ungleiches Paar ab – Luisa mit ihrer für eine Frau überdurchschnittlichen Körpergröße und Martin, der die Anforderungen der sächsischen Polizei von 1,65 m nur um wenige Zentimeter übertraf und wegen seines Albinismus und der exzentrischen Brille trotzdem auffiel.

Sie waren Kollegen im Dezernat 1, Kommissariat 11 ›Leben, Gesundheit, MoKo‹ der Polizeidirektion Dresden. Gemeinsam hatten sie bereits einige Fälle gelöst. Martin führte als Polizeihauptkommissar einen höheren Dienstgrad, ließ sie das aber nie spüren.

»Lass uns losmachen!«, drängte sie und eilte mit großen Schritten voran. »Mein Auto steht auf dem Kundenparkplatz vom Fitnessclub. Ich möchte nicht, dass jemand seine Muckis trainiert, indem er es abschleppt.«

Kapitel 4

»Und warst du noch im Dienst, oder hat dir der tote Professor den Feierabend verdorben?«, fragte Martin, sobald sie Richtung Universitätsklinikum fuhren, wo das Rechtsmedizinische Institut saß.

»Ich war mit einer Freundin unterwegs. Der Anruf hat mich glücklicherweise vor weiteren Gesprächen über ihre neue Aufgabe als Mama bewahrt.«

»Dann warst du also froh, als dein Handy geklingelt hat?«

»Das kann man so sagen. Meine Freundin geht im Moment einfach sehr in ihrer Mutterrolle auf.«

»Ist das nicht normal?«

»Keine Ahnung. Meine Erfahrungen mit hormongeladenen Müttern halten sich bislang in Grenzen.«

»Was war denn so schlimm?«

»Früher konnten wir über Politik und unsere verkommene Gesellschaft ablästern. Heute hat sie sich stundenlang darüber ausgelassen, dass Babynahrung mit neunzehn Prozent Mehrwertsteuer belastet wird, Hundefutter aber nur mit sieben. Sie hat sich unheimlich über diese Ungerechtigkeit aufgeregt.« Luisas übertrieben gequälter Gesichtsausdruck brachte Martin zum Schmunzeln.

Mit unheilschwangerer Stimme erwidert er: »Nun, du musst zugeben, wenn es Hunden besser geht als Babys, ist das auch ein Zeichen einer verkommenen Gesellschaft.«

»Du nimmst mich nicht ernst«, beschwerte sich Luisa und zog einen Flunsch.

»Doch, ich leide mit dir. Du hattest übrigens noch Glück. Ihr hättet euch auch über die perfekte Farbe und Konsistenz von Baby-Stuhlgang, die aktuellen Babylieder-Charts und den Tabellenersten der derzeitigen Was-kann-mein-Baby-am-besten-Sommerolympiade unterhalten können.«

»Ein Alptraum!« Luisa schüttelte sich. »Und wie war dein Tag, warst du bei Isabelle?«, wechselte sie das Thema.

»Nein, heute nicht.«

»Wie geht's ihr?«, erkundigte sie sich besorgt.

Ein kaum wahrnehmbarer Schatten legte sich auf Martins Gesicht. Er wollte jetzt nicht an sie denken.

»Zu Beginn meinesurlaubes war sie noch recht kämpferisch«, antwortete er, als er sicher war, dass seine Stimme die Trauer nicht mehr preisgeben würde. »Im Moment wirkt sie resigniert, als wäre sie schon besiegt.«

Betont fröhlich und energiegeladen fuhr er kurz darauf fort: »Jetzt sind wir fast da, lass uns lieber über den Fall sprechen!«

»Tu dir keinen Zwang an.«

»Wer ist das Opfer? Was wissen wir bisher? Und warum müssen wir zuerst in die Rechtsmedizin und nicht an den Tatort?«

»Oh, da ist wohl jemand besonders motiviert und will gleich alles auf einmal wissen«, stichelte Luisa. »Das Opfer ist ein gewisser Friedrich Buhbach, achtzig Jahre alt, pensionierter Professor der Biologie, Fachbereich Zoologie, an der Technischen Universität Dres—« Luisa kam nicht dazu, weiterzusprechen, weil sie eine Vollbremsung einlegen musste.

»So ein Idiot!« Sie hupte dem eiligen Taxi hinterher. »Drängelt sich einfach vor mir rein.«

»Es ist ja nichts passiert.«

»Du hast mal wieder die Ruhe weg.« Sie schaute mit zusammengekniffenen Augen zu Martin hinüber. Ihm wurde bewusst, dass er es sich zu bequem im Beifahrersitz gemacht hatte, und er richtete sich auf.

»Zurück zu unserem Opfer«, setzte Luisa fort. »Er wurde heute früh von seiner Haushälterin tot aufgefunden. Die von ihr gerufene Hausärztin hat den Todesfall als natürlich eingestuft und dementprechend auch den Totenschein ausgestellt ...«

»Und wie ist aus dem natürlichen Todesfall ein verdächtiger Todesfall geworden?«, fragte Martin, als er erkannte, dass Luisa eine Kunstpause eingelegt hatte, damit er nachhaken konnte.

»Unser Opfer war ein Körperspender. Er hatte seinen Körper schon zu Lebzeiten der medizinischen Fakultät vermacht, damit der nach seinem Tod für die Ausbildung von Ärzten verwendet werden kann. Die Ärztin hat daher sofort das Anatomische Institut informiert und der Leichnam wurde dahin überführt. Dort wurde dann die gesetzlich vorgeschriebene zweite Leichenschau vorgenommen – in unserem Fall von Doktor Rose. Er hat festgestellt, dass Fremdeinwirkung vorliegt. Weitere Einzelheiten will er uns gleich bei unserem Treffen verraten.«

»Warum wird ein ehemaliger Professor, der sich sogar eine Haushälterin leistet, Körperspender? Sicher nicht, um nach zwei Jahren, wenn sein Leichnam nicht mehr gebraucht wird, anonym beigesetzt zu werden.« Martin flüsterte. Er merkte, dass Luisa unsicher war, ob die Frage an sie gerichtet gewesen war, oder ob er nur seine Gedanken laut ausgesprochen hatte. »Gibt es seit Abschaffung des Sterbegeldes nicht zu viele Spendewillige?«, fuhr er daher mit erhobener Stimme fort. »Ich hab vor einiger Zeit einen Artikel darüber gelesen, dass Unikliniken über zu viele Körperspender klagen. In Köln gab es sogar einen Skandal, weil die den Überblick über ihre Leichen verloren hatten.«

»Na ja, das war nur ein Einzelfall«, wandte Luisa ein.

»Was denkst du denn darüber?«

»Worüber? Dass unser Opfer Körperspender war?«

»Ja.«

»Ich finde das nicht so bemerkenswert. Er war immerhin ein ehemaliger Biologieprofessor, die sezieren doch auch alles Mögliche. Vielleicht dachte er, dass ein Seziertisch ein gutes Totenbett abgibt, an dem sich zukünftige Ärzte besonders liebevoll um ihn kümmern.«

Martin grinste. »Du bist aber zynisch«, antwortete er.

Er schaute Luisa von der Seite an. Ein verschmitztes Lächeln zierte ihren Mund. Die Abendsonne fiel auf die gelockten, kastanienbraunen Haare und zauberte ein warmes Leuchten darauf. Ihr Kurzhaarschnitt unterstrich ihre gleichmäßigen Gesichtszüge. Mit den koboldhaften Augen war sie auf eine unaufgeregte Art bezaubernd, auch wenn sie in letzter Zeit abgehärmt wirkte.

»Du bist ja auf einmal so stumm, ich habe das doch nur scherzhaft gemeint«, erklärte Luisa.

»Das war mir schon klar.«

»Obwohl ich trotzdem denke, dass ein ehemaliger Bioprofessor einen anderen Bezug zur Körperspende hat als wir. Der weiß, wie wichtig das für die Wissenschaft ist.«

»Wahrscheinlich hast du recht.« Martin war nicht ganz überzeugt.

»Inzwischen verlangen viele Institute Bestattungsgeld von den Spendern und haben hohe Anforderungen an sie«, ergänzte Luisa. »Ich glaube nicht, dass sie überrannt werden.«

»In Dresden wird meines Wissens nach noch kein Bestattungsgeld erhoben.«

»Du kennst dich aber aus. Willst du deinen Körper etwa auch der Wissenschaft spenden?«

»Wer weiß, im Moment denke ich ungern über den Tod nach«, sprach Martin genau in der Sekunde, in der Luisa beim Trinitatisfriedhof parkte. Die Rechtsmedizin lag praktischerweise gegenüber dem Friedhof auf dem Gelände des Universitätsklinikums.

Kapitel 5

Die Rechtsmedizin saß in einem weiß verputzten Gebäude mit Verzierungen aus dunklem Sandstein und einem nüchternen Anbau. Über einer Holzeingangstür befand sich ein blaues Buntglasfenster mit integriertem Kreuz. Der Sektionssaal, in dem sich Martin und Luisa mit Doktor Rose trafen, besaß mit den hellen Fliesen, den Edelstahltischen und dem grellen Licht die übliche klinische Ausstrahlung, die solche Säle überall auf der Welt auszeichnete.

»Guten Tag Frau Leuw, guten Tag Herr Singer«, begrüßte sie Doktor Rose förmlich, obwohl sie sich von früheren Fällen kannten. Er gab ihnen nicht die Hand. Vermutlich schüttelten viele Menschen einem Rechtsmediziner am Arbeitsplatz nicht gerne die Hand, wegen der schaurigen Vorstellung davon, was sie zuvor alles berührt hatte. Vielleicht mochte er sie nach der frischen Desinfektion auch nicht mit neuen Keimen belasten.

Martin arbeite gerne mit Doktor Rose zusammen. Er war respektvoll, kompetent und kompensierte seine schwere Arbeit nicht durch unangemessene Witze oder sonstige Schrullen.

Doktor Rose führte sie zu dem Seziertisch, auf dem das Opfer lag. Friedrich Buhbach hatte rotblonde Haare, die durch den hohen Anteil weißer und grauer Strähnen nikotingelb wirkten. Die Augen ruhten geschlossen in ihren Höhlen, so dass die buschigen Augenbrauen alle Blicke auf sich zogen. In Verbindung mit der Hakennase verliehen sie ihm ein adlerhaftes Aussehen. Auch an anderen Körperstellen war er stark behaart. Sowohl aus den großen Ohren als auch aus der Nase sprossen Haare. Der gesamte Körper war von Altersflecken übersät. Überdurchschnittlich groß und muskulös, war er zu Lebzeiten sicher eine eindrucksvolle Erscheinung gewesen. Er hatte keine Narben auf dem Oberkörper.

»Wie Sie sehen, habe ich noch nicht mit der Autopsie begonnen«, erklärte Doktor Rose. »Ich erhielt erst vor einer Stunde die Anordnung einer rechtsmedizinischen Obduktion von der Staatsanwaltschaft.«

Mit klarer Stimme, die seine Erfahrung als Dozent an der Universität verriet, fuhr er fort. »Wir haben den Leichnam heute Morgen gegen elf Uhr angenommen. Kurz nach zehn Uhr informierte uns Frau Doktor Miehl telefonisch über den Tod unseres Körperspenders. Sie gab nach ihrer Leichenschau Herzversagen als Todesursache an. Professor Buhbach hatte einen leichten Herzfehler.«

»Kam er damit überhaupt als Spender in Frage?«, hakte Martin nach.

»Es stimmt, dass die Anforderungen an Spender hoch sind. Ein leichter Herzfehler wie bei unserem Opfer steht einer Spende nicht entgegen. Wegen des gewaltsamen Todes müssen wir ihn allerdings ablehnen.«

Doktor Rose wandte sich wieder dem Seziertisch zu. »Unser Medizinstudent im Praktikum hat die Leiche sorgfältig entkleidet, die Rektaltemperatur gemessen, Größe und Gewicht bestimmt und die Impulsmessung an der Leichenoberfläche vorgenommen. Ich führte danach die äußere Leichenschau durch. Das ist Vorschrift, bevor der Leichnam fixiert wird.«

Auf Martins fragenden Blick hin, erklärte Doktor Rose, dass ein Körperspender haltbar gemacht wurde, indem man das Gefäßsystem mit einer Fixierflüssigkeit durchspülte. Der Vorgang tötete Erreger ab und stoppte den Verwesungsprozess. Die sterblichen Überreste konnten so mehrere Jahre aufbewahrt werden.

Nach dem kurzen Exkurs wies er auf deutlich sichtbare Abdrücke am rechten Arm und Oberkörper des Opfers hin. »Bei der Leichenschau sind mir sofort diese Hämatome aufgefallen. Der Täter hat mit der linken Hand den rechten Oberarm unseres Opfers festge-

halten und es gleichzeitig mit dem rechten Unterarm auf Höhe der Clavicula, also dem Schlüsselbein, heruntergedrückt.«

Die Ausführungen untermalte Doktor Rose mit lebendigen Gesten. Martin musste ein Lächeln unterdrücken – wenn er gestikulierte, wirkte der Rechtsmediziner, als stünde er in einem Hörsaal. Dort schaffte es der unauffällige Mann mit dem schütterten Haar stets, die Studenten mit seiner anschaulichen Art in den Bann zu schlagen.

»Außerdem habe ich einen Einstich auf der linken Halsseite gefunden. Da wurde dem Opfer etwas injiziert. Die Stelle sieht aus, als hätte sich Professor Buhbach bewegt, während die Spritze in seinem Hals steckte.«

»Wissen Sie bereits, was gespritzt wurde?«

»Noch nicht«, antwortete Doktor Rose. »Wir werden im Rahmen der Obduktion einen umfassenden Bluttest durchführen, um herauszufinden, was injiziert wurde.«

Er zeigte auf das Gesicht des Opfers. »Um Mund und Nase weist die Haut Vertrocknungen auf. Im Mundraum habe ich eine rote Faser gefunden und sichergestellt. Zudem habe ich einige leicht zu übersehende Petechien in den Lippen und im Weiß des Augapfels entdeckt. Die gemessene Körpertemperatur sowie die Ausprägung des Rigor mortis deuten auf einen Todeszeitpunkt zwischen 23:00 Uhr und 24:00 Uhr hin.«

Doktor Rose bedeckte das Opfer wieder mit einem Tuch. Er schaute unauffällig auf die Uhr. Ruhig wandte er sich direkt an Martin, um seine abschließende Einschätzung zu verkünden. »Vor Durchführung der Obduktion nehme ich für gewöhnlich keine Vermutungen zur Todesursache vor. Ausnahmsweise kann ich Ihnen meinen Verdacht mitteilen, da ich ihn bereits der Staatsanwaltschaft gemeldet habe, damit die Ermittlungen eingeleitet werden können. Ich denke, dass hier Tod durch Ersticken mittels eines weichen Gegenstandes vorliegt. Ich bin mir sicher, dass die innere

Leichenschau den Verdacht bestätigen wird. Die Petechien sind zwar sehr gering ausgeprägt, doch das kann mit der kardialen Vorschädigung des Opfers zusammenhängen.«

»Wann können wir zur Obduktion vorbeikommen?«

»Ich werde sie morgen 8:00 Uhr mit einem Kollegen vornehmen und den Obduktionsbericht bis spätestens 15:00 Uhr fertigstellen. Bis dahin ist wie üblich alles, was ich bisher zu den Todesumständen gesagt habe, als vorläufig zu betrachten.«

Martin nickte. Eine steile Falte zwischen seinen Augenbrauen zeigte, dass er die Informationen gedanklich verarbeitete. »Mit hoher Wahrscheinlichkeit können wir also von Mord ausgehen?«

»Ja.«

»Ist es möglich, aufgrund der Tatdurchführung Rückschlüsse zu Größe, Statur und Geschlecht des Täters zu ziehen?«

»Leider nicht. Die Größe des Handabdruckes auf dem Oberarm zeigt lediglich, dass unser Täter weder überdurchschnittlich groß noch außergewöhnlich zierlich ist. Vielleicht können wir mehr sagen, wenn das Blut analysiert ist und wir wissen, was dem Opfer verabreicht wurde.«

»Hätte die Hausärztin nicht feststellen müssen, dass es sich um einen verdächtigen Todesfall handelt?«

»Nach einer korrekt durchgeführten Leichenschau hätte sie den Tod nicht als natürlich einstufen dürfen. Sie hat schlampig gearbeitet oder versucht, etwas zu vertuschen.«

»Sie denken, die Ärztin könnte den Tod absichtlich als natürlich eingestuft haben?«, fragte Martin erstaunt.

Doktor Rose atmete tief durch.

»Ich habe mich unglücklich ausgedrückt. Sie wissen, dass Totenscheine häufig fehlerhaft sind – aus Unachtsamkeit, Unwissenheit, Rücksichtnahme gegenüber der trauernden Familie oder grober Fahrlässigkeit. Viele Morde werden nie aufgeklärt, weil sie nicht als Mord erkannt werden. Beinahe wäre das auch hier der Fall gewesen,

egal, ob der Schein wissentlich oder unwissentlich falsch ausgestellt wurde.«

»Das ist leider kein Wunder bei den ganzen Einsparungen im rechtsmedizinischen Bereich. Wie viele Leichen werden bei uns überhaupt noch obduziert? Drei Prozent?«

»Ganz genau!«, stimmte Doktor Rose Martin zu. Er war ein ausgeglichener Mann, den nur eine Leidenschaft aus der Reserve locken konnte. Diese Leidenschaft war sein Kampf gegen den falschen Spargedanken im rechtsmedizinischen Bereich. Doktor Rose leitete eine Initiative, die sich für mehr Obduktionen einsetzte. Deutschland zählte innerhalb Europas zu den Schlusslichtern, was Häufigkeit und Qualität der durchgeführten Autopsien anging. Doktor Rose nutzte daher die Gelegenheit, Martin und Luisa mit einem Vortrag über Dunkelziffern bei Morden zu beglücken.

»Unser Täter hatte demzufolge Pech, dass Professor Buhbach Körperspender war, sonst wäre dieser Mord auch eine Dunkelziffer«, unterbrach Martin, dem Luisas flehender Blick auffiel, die Ausführungen des Rechtsmediziners.

»Ja. Doch vor allem hatte er Pech, dass die Tatausführung wahrscheinlich nicht so gelungen ist, wie es geplant gewesen war. Tod durch weiches Ersticken ist postmortal nur sehr schwer nachweisbar, wenn es keine sonstigen Hinweise auf Gewalteinwirkung oder Ruhigstellung des Opfers gibt. In unserem Fall hat uns der Täter glücklicherweise die Hämatome und die Injektionsstelle hinterlassen.«

»Wir müssen unbedingt wissen, was da injiziert wurde«, stellte Martin fest. »Ersticken und etwas in den Hals spritzen – da wollte wirklich jemand auf Nummer sicher gehen.«

»Vielleicht hat der Täter das Opfer mit einem Narkotikum bewegungsunfähig gemacht, um es danach leichter zu ersticken«, antwortete Doktor Rose.

Martin schaute nachdenklich auf den kräftigen Oberkörper des Professors. »Eine letzte Frage: Wissen Sie, warum das Opfer überhaupt Körperspender geworden ist?«

»Nein. Ich komme zu Lebzeiten nicht mit den Spendern in Kontakt. Zudem fragen wir sie natürlich nicht nach ihren Beweggründen. Die sind Privatsache. Ich kann Ihnen aber sagen, dass Professor Buhbach Ende 2006 das Vermächtnis über die Körperspende abgeschlossen hat.«

Martin, der Doktor Roses diskreten Blick zur Uhr bemerkt hatte, bedankte sich.

»Zum Glück hast du seinen Vortrag über die Einsparungen in der Rechtsmedizin unterbrochen«, stöhnte Luisa, als sie wieder an der frischen Luft waren. »Ich hatte schon Angst, dass wir in dem Leichenhausmief eine ganze Vorlesung über uns ergehen lassen müssen.«

»Das habe ich bemerkt. Dann lass uns jetzt mal Tatortluft schnuppern gehen.«

Kapitel 6

Das Haus von Friedrich Buhbach lag in Kleinzschachwitz, einer der besten Wohnlagen von Dresden. Es war nur unweit der Elbe und des Fähranlegers nach Pillnitz gelegen, von dem man einen traumhaften Blick auf das gleichnamige Schloss hatte. Luisa war lange nicht mehr in der Gegend gewesen. Hätte sie Zeit, wäre sie zur Elbe gegangen, um müßig die Enten und Schwäne zu füttern und das von der warmen Abendsonne beschienene Palais auf der anderen Flussseite zu betrachten.

Harmonisch bettete sich die Schlossanlage in die grünen Elbauen ein. Der Baustil des Barockensembles war stark von den verspielten Einflüssen der Chinamode geprägt worden, welche zur Erbauungszeit in Europa ihre Blütezeit erlebt hatte. Die Fassaden des Schlosses waren reich mit chinesischen Figuren verziert, die Form der Dächer verstärkte den exotischen Eindruck. Vom Wasserpalais führte eine Steintreppe zum Fluss hinunter. Früher war dort August der Starke mit seinen Gästen in prächtigen Holzgondeln aus Dresden angekommen, um in Pillnitz pompöse Feste zu feiern. Heutzutage ruhten sich die Besucher auf den Stufen aus, fotografierten das Schloss und bestaunten die Marke des gewaltigen Hochwassers von 2002.

Die Villa des Opfers war trotz Elbnähe hoch genug gelegen, um von den Überschwemmungen durch die Flut verschont zu bleiben. Es hatte daher nie einen Grund gegeben, dem Gebäude einen frischen Anstrich zu verpassen. Dessen mausgrauer Putz blätterte an vielen Stellen ab und gewährte verschämte Einblicke auf das Mauerwerk. Ein gepflegter Garten mit einer farbenfrohen Blütenpracht bildete einen reizvollen Kontrast zum vernachlässigten Gebäude.

Luisa fragte sich, ob es jemanden gab, der gemordet hatte, um an das Haus mit der rissigen Fassade zu kommen. Vielleicht wollte es der Nachbar aus der protzigen Villa nebenan – bei der wahrschein-

lich jedes Kieselsteinchen der geometrisch angelegten Gartenwege mit der Pinzette einzeln platziert worden war – gern kaufen, damit er den Ausblick aus seiner Villa verschönern konnte. Mit Sicherheit war es aufgrund der Nähe zu Elbe und Schloss wertvoller, als es der äußere Schein vermuten ließ.

Am Tatort hatten die Kollegen vom Erkennungsdienst bereits alles in Beschlag genommen. Akribisch sicherten und dokumentierten sie die vorhandenen Spuren. Nachdem Luisa und Martin ihre Schutzanzüge übergezogen hatten, begrüßte sie der Leiter der Spurensicherung Oskar Käufer. Er sah wie ein Nerd aus, der aus einer Comedyserie entsprungen war. Selbst in dem weißen Ganzkörperanzug, der nichts von der Kleidung mit den witzigen Hosenträgern preisgab, fiel er auf. Die umfangreiche Lockenpracht, die gewöhnlich seinen Kopf wie ein elektrisch geladener Wischmopp krönte, brachte die Haube des Anzuges fast zum Platzen. Der Kopf wirkte dadurch riesig.

Vor Ort lotste sie ihr Kollege im Uhrzeigersinn auf den definierten Wegen entlang, um ihnen alles zu zeigen, ohne Verunreinigungen zu riskieren. Obwohl der Tatort bereits kontaminiert war, wie Oskar bei der Begrüßung jammernd festgestellt hatte. Immerhin war er mehrere Stunden für alle frei zugänglich gewesen, da die Ärztin den Tod als natürlich eingestuft hatte.

Während Oskar sie im Schlafzimmer des Opfers herumführte, erkundigte er sich nach den Erkenntnissen der Rechtsmedizin. Da Martin beim Eintreffen an einem neuen Tatort damit beschäftigt war, den Ort auf sich wirken zu lassen, was ihn meist wortkarg werden ließ, antwortete Luisa. Sie erklärte, was Doktor Rose ihnen zu den Todesumständen verraten hatte. Als sie die rote Faser erwähnte, zeigte Oskar auf ein Kissen, das bereits als Beweisstück verpackt war. Es war aus Satin und sah selbst in dem Beutel hochwertig aus.

»Wir haben die Spuren am Bett mit dem Spurenstaubsauger gesichert«, erklärte er. »Mit Hilfe der neuen Tatortlampe konnten wir zudem Sperma auf dem Kissenbezug erkennen.«

Luisa musterte den Bezug kritisch. »Das ist ein teurer Stoff. Die Bettwäsche wurde sicher nicht heiß gewaschen. Das können auch alte Spermaköpfe sein.«

»Wir untersuchen das Kissen auf DNA Spuren und geben es zur Hochvakuum-Metallbedampfung, um nach Fingerabdrücken zu suchen. Ich mache euch aber keine allzu großen Hoffnungen, dass wir andere Abdrücke als die vom Opfer oder der Haushälterin finden. Bisher deutet alles darauf hin, dass der Täter Handschuhe getragen hat.«

»Oskar, hast du etwa dein Gehirn angeschaltet und eine Mutmaßung angestellt?«, spöttelte Luisa. »Dabei bist du doch Forensiker.«

»Ich weiß, wir Forensiker dürfen nicht denken«, antwortete er. »Ich war auch bei der Weiterbildung.« Er wies mit einer großspurigen Geste auf die zahlreichen Kollegen, welche emsig den Tatort untersuchten. »Ich habe meine Helferlein, die garantiert nicht für mich mitdenken.«

Routiniert setzte er seine Erklärungen bei der Terrassentür, die gerade daktyloskopisch untersucht wurde, fort. »Der Täter ist durch diese Tür eingestiegen. Laut Haushälterin lässt das Opfer sie im Sommer nachts angekippt, um frische Luft hereinzulassen. Die Tür kann daher leicht von außen aufgehebelt und danach unauffällig geschlossen werden. Bisher haben wir an ihr zwar etliche Fingerabdrücke gefunden, aber nicht an den Stellen, die man beim Aufbrechen der Tür berühren würde.«

Mehr unter midnight.ullstein.de